

# Osttiroler Heimatsblätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

20. Jahrgang

Lienz, 30. Oktober 1952

Nummer 10

## Geschichte der Pfarre Lienz

Von Josef Stadlhuber

Ebenso kurz waren die Amtszeiten der folgenden Pfarrherren Johann Knipflberger (1597—1600) und Peter Weher (auch Weur, Weyer, Wehr geschrieben). Der letztgenannte erhielt die Pfarre nach dem Verzicht seines Vorgängers wegen verschiedener Streitigkeiten mit der Bürgererschaft. Peter Weher war zuerst Kooperator in St. Lorenzen gewesen, dann kam er als sogenannter „Schaffner“ nach Bruned — er besaß ziemlich alle Pfarrrechte, übte sie aber im Namen des Lorenzner Pfarrers aus — wurde anschließend Benefiziat zu St. Barbara in Brigen, 1598 Pfarrer der Bischofsstadt und wird schließlich als definitiver Pfarrer gegen Peter und Paul 1603 in Lienz installiert. Bei der Neuordnung der Salzburger Erzdiözese und Vermehrung der Ruraldekanate erlangte er die Würde eines Dekans. Unter ihm begannen die durch das Tridentiner Konzil überall vorgeschriebenen Matrikenbücher, freilich am Anfang noch ziemlich lückenhaft geführt (ab 1604). Unter ihm soll sich die Begebenheit mit dem Kreuz, das heute dem rechten Seitenaltar ziert, ereignet haben. Im Netzlisch-Hause am Unteren Platz wurde im Saal zwischen zwei Bürgerparteien ein Schiedspruch gehalten. Da man drei Bürger als einberrnomineten Zeugen keinen Glauben schenkte, erboten sich diese zur Eidesleistung. Da riß sich das Kreuz, das zwischen zwei Saalfenstern angebracht war, los und fiel auf den Estrich herunter, wodurch es an der Nase, bei den Armen und den 3 Schwurfingern verletzt wurde. Michael Netzlisch ließ es wiederherstellen und die Finger in einen silbernen Schild fassen, worauf das Kreuz 1610 in die Pfarrkirche übertragen wurde. Der plötzliche Tod des beliebten und guten Seelsorgers kam allen überraschend.<sup>99)</sup>

Mit der Errichtung des Dekanates in Lienz beginnt eine völlig neue Epoche in der Geschichte der Pfarre. Sehr waren die Einflüsse der weltlichen Herrschaft lange nicht mehr so stark zu verspüren wie in den vergangenen Jahrhunderten. Erst so konnte ein tatkräftiger Ansatz zur kirchlichen Reform erzielt werden, denn nun gingen die Interessen der Erzdiözese vor. Der Salzburger Bischof konnte seinen Einfluß besser geltend machen, der Dekan konnte nicht mehr so ohne weiteres durch Vikare vertreten werden, die schließlich ja doch die Verantwortung nicht tragen konnten. Als günstig erwies sich auch, daß die Wolkenscheiter infolge ihrer geschwächten Wirtschaftskraft an Einfluß verloren. Es begannen sich die Wirkungen des Tridentiner Konzils abzuzeichnen — und bemerkenswerterweise gerade in Lienz nicht durch Druck von außen wie in anderen Ländern Österreichs, sondern aus der inneren Kraft der Kirche heraus. Es zeigt sich, daß also die Substanz kirchlichen Lebens voll und ganz erhalten geblieben war, daß die Priesterschaft doch nur ausnahmsweise und aus einer irrigen Anschauung heraus vom rechten Wege abgeirrt war. Das Volk hing an Außerlichkeiten, Andachtsformen ohne tieferes Erfassen, schätzte mehr die Zahl der Gebete als ihren Inhalt — aber der Kern war gut. So konnte auch in stammenstovrt kurzer Zeit ein wesentlicheres Christentum erwachen, das sich in einer Fülle von Bruderschaften, Stiftungen zu Ehren verschiedener Patrone, vorab jedoch in wahrhaft befehltem Glaubensgeist äußerte. Wir werden bei der Behandlung der Seelsorge, der Volksernährung usw. die Dinge im Zusammenhang behandeln.

Sunächst sei in Kürze die Reihe der Pfarrherren festgehalten. Mit dem 17. Jahrhundert hebt die Reihe der Gelehrten bei St. Andrá an, nicht zuletzt durch das Verdienst der neuen geistlichen Bildungsanstalten, die, durch die Seminaredekrete von Trient angeregt, für gründlich gebildete und asszetisch vergeistigte Priesterpersonalitäten Sorge trugen.

1606—1618 amtiert Leo Leonhard Henigler, Beider Rechte und der hl. Schrift Lizentiat. Er war der Sohn eines Bürgers und Soldaten zu Schwaz, hatte bei den Jesuiten in Ingolstadt 1604—1606 studiert und war für kurze Zeit auch in ihren Orden eingetreten. Er lebte auch als Weltpriester fast nach der Regel des hl. Ignatius, sah nicht auf sein eigenes Wohl, sondern verschenkte alles, was er hatte. So kommt es, daß nach seinem Tode in einer Erbschaftsverhandlung, die seine Geschwister angestrengt hatten, weil sie sich von der Kirche zu St. Andrá überbietet glaubten, vom Stadgericht festgestellt wird, er habe nie ein Vermögen besessen und, was er hatte, noch vor seinem Tode verschenkt (gest. 24. Feber 1618). Freilich litt seine Seelsorge unter dem Priestermangel, sodas der Pfarrer selbst das St. Michael- und Spitalbenefizium besorgen mußte. Letzterem besorgte er unter Zülger Mithilfe des Spitalpropstes Andrá Nicolai eine von Adam Sterzer gegossene Glocke. In den Jahren 1613 bis 1614 mußte er sich gar mit nur einem Hilfspriester behelfen (was ihm bei seiner geschwächten Gesundheit schwerfiel), Christoph Pfenig, später hochverehrter Pfarrer von Döllach. 1614 fand eine Disputation durch den Exorzisten von Gemünd statt, die im großen und ganzen erfreuliche Bilder aufzeigt, wenn man

99) Einwand VII, 357; Pf.-Arch. I, 51.

von Kleinigkeiten in der Ausstattung der Kirchen absteht (Brandschäden!).

Die kurze Amtszeit Christoph Tröglers von November 1619 bis April 1621 kommt nicht recht zur Geltung, da der gebürtige Sillaner wegen der Streitigkeiten um sein Kanonikat in Sillian die Pfarre nicht ordnungsgemäß antreten konnte (Er war 1618 Pfarrer in Doblach und hatte als solcher Sitz und Stimme im Kollegiatkapitel. Bei seiner Ernennung nach Klagenfurt wurde gegen seine Proteste sein Kanonikat einem gewissen Schweikard verliehen, worüber es zu einer langwierigen Verhandlung kam, die seine Untertanschaft in Sillian fast ständig erforderte. Schließlich resignierte

er auf die Pfarre Klagenfurt, noch bevor er als Dekan Besitz ergriffen hatte).

Ähnlich erging es dem Churer Domherrn Dr. Leonhard Greber, der ein halbes Jahr Pfarrer — auf dem Kapler — war, aber von seiner Heimatdiözese nicht weggelassen wurde. Statt, wie es früher wohl üblich, gewesen wäre, an seiner Statt einen Vikar einzusetzen, resignierte er lieber, auch ein Zeichen der besseren neuen Zeit. Bis zum Amtsantritt des Nachfolgers versah der Kanoniker Jakob Straub die Seelsorge (1622).

Von 1623—1628 erwiebs sich Johann Pernbl als Überaus eifriger Seelenhirt. Am 7. Juli 1624 wurde das vorher nur

probvisorisch errichtete Dekanat endgültig umgrenzt und dem Klagenfurter Pfarrer Pernbl übertragen. Er errichtete die Bruderschaft zum Allerheiligsten Marisjakrament in der Johanneskirche, kam 1623 beim General der Domstiftsklöner um die Bestätigung der Rosenkranzbruderschaft ein und sorgte sich um den Schmuck der Kirchen. Bei den verschiedenen Auswechslungen um die Besitztümer des Spitalbenediktinerstifts scheute er sich nicht, die geistlichen Rechte auch unter Androhung der Exkommunikation den Stadtbürgern gegenüber zu verteidigen.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Osttiroler Ausgrabungen im Jahre 1952

Univ.-Prof. Dr. Franz Miltner

Die beiden großen Ausgrabungen in Aguntum und Lavant konnten dank der ansehnlichen materiellen Mittel, welche in verständnisvoller Obhut das Kulturbüro der Tiroler Landesregierung aufbrachte, unter der wissenschaftlichen Leitung des österreichischen archäologischen Institutes auch heuer wieder fortgeführt werden. Wenn die Arbeiten an beiden Plätzen im abgelaufenen Sommer größeren Umfang als bisher annehmen konnten, so ist das nicht allein der nun schon traditionellen Beihilfe von Seiten des Bundesministeriums für Unterricht, des Bundes- und Landesdenkmalamtes, des Landesverkehrsamtes, der Tiroler Handelskammer, der Apostolischen Administration in Innsbruck, des Bezirkes und der Stadt Klagenfurt zu verdanken, sondern vor allem den großzügigen Aufwendungen, welche einerseits die Österreichische Industriellenvereinigung, Landesgruppe Tirol, im Wege des Innsbrucker Universitätsbundes der Aguntiner Unternehmung und die Österreichische Gesellschaft für Erforschung frühmittelalterlicher Denkmäler andererseits der Grabung in Lavant zufließen ließen. Daß darüber hinaus eine ganze Reihe von Firmen die Grundlagen für die tatsächlichen Bedürfnisse der aus Innsbruck, Wien und Graz sich meldenden studentischen Ausgräber schuf, macht die Osttiroler Ausgrabungen zu einem Gemeinheitswert, das von einer über alle politischen und sozialen Spannungen hinwegwirkenden wirklich seltenen Einmütigkeit aller Mitwirkenden getragen wird. Darum sei hier auch kein Name genannt; jedem, der mitwirkte, den mit Krampen und Schaufel arbeitenden Hochschülern, Gymnasiasten, Hauptschülern und Volksschülern, den helfenden Behörden, Firmen und Verbänden sei das Werk und die gewonnenen Ergebnisse, welche in steigendem Maße die Anerkennung und Beachtung des Sa-

und Auslandes finden, Dank.

Wenn hier ein erster und, wie selbstverständlich, der Sache nach nur vorläufiger Bericht über die wichtigsten, heuer erzielten Ergebnisse vorgelegt werden soll, so darf hinsichtlich

### Aguntum

festgehalten werden: Durch die Abfuhr von etwas mehr als 6500 cbm Material der Dehantmauer war es möglich, von der Stadtmauer neuerdings einen Abschnitt von rund 80 m Länge beiderseits freizumachen. Dadurch liegt die Stadtmauer südlich des Haupttores bis auf annähernd 200 m an den Dehantbach heran frei. An einer Stelle, wo die Stadtmauer dem derzeitigen Befund nach mit einer Vorwange abschließt, mußte die Grabung mit Rücksicht auf den Inundationsbann des gefährlichen Gebirgsbaches vorerst abgebrochen werden. Mag es manchem auch betrüblich oder gar enttäuschend erscheinen, daß unter diesen Umständen auf ein weiteres Fortfahren entlang der Stadtmauer bis an das vielberufene Erd jetzt verzichtet werden mußte, so wurden anderweitig Feststellungen getroffen, welche die Frage nach der Lage des durch die Mauer geschützten Siedlungskernes endgültig entscheiden.

Dank der bemerkenswert einseitigen Haltung der Bundesstraßenverwaltung war es möglich, die schon im vergangenen Jahr im Bereich westlich des südlichen Nebentores festgestellte Hausanlage weiterhin zu verfolgen. So konnte hier nun ein annähernd quadratischer Platz von etwa 27 m Seitenlänge freigegeben werden, der im Süden und Westen durch die erwähnte Hausanlage umschlossen wird und dessen Nordseite ein durch zwei nördliche Ausbuchtungen ausgezeichneter Bau erfüllt. (Siehe Abbildung 1, rechts von der Mitte) Da dieser

Bau, wie verschiedene Stichgrabungen erkennen ließen, mit umfangreichen Heizanlagen ausgestattet, sich unter der Bundesstraße nach Norden hin bis in die Grundlinie des Haupttores ausdehnt, so dürfte es sich bei diesem Bau im Hinblick auf den besonderen und ausgedehnten Grundriß aller Wahrscheinlichkeit nach um eine Thermenanlage handeln, deren Haupteingang an ihrer Nordfront, eben an der Hauptstraße lag. Der Platz jedoch, dessen Nordfront diese umfangreiche Anlage im wesentlichen ausfüllt, hat weder nach Westen noch nach Süden hin irgendeine Ausfahrt; seinen einzigen Zu- und Ausgang bildet an der Ostseite das südliche Nebentor in der Stadtmauer. Angesichts dieser völlig eindeutigen Verkehrslage gibt es keine andere Schlussfolgerung, als daß der Platz innerhalb des Stadtmauersystems lag, dessen Ostfront demnach die Außenseite der gesamten Stadanlage darstellt.

Dieses hier gewonnene und anscheinlich gehaltene Ergebnis fand auch innerhalb des neu aufgedeckten Mauerabschnittes weitere Bestätigung. Während auch hier die Ostfront der Stadtmauer jeglicher Neubauten entbehrt, schließen an ihrer Westseite durchwegs ausgedehnte Bauwerke an. Hier konnte nicht nur in deutlichem Gegensatz zu der Ostfront eine starke Brandschicht beobachtet werden, in welcher die Einsturzmasse der Hausmauern liegt, sondern vor allem auch festgestellt werden, daß wenigstens zwei Bauabschnitte übereinander liegen; ihre zeitliche Bestimmung wird allerdings erst möglich sein, bis die hier geborgenen überreichen Mengen an Tonscherben im einzelnen durchgearbeitet sind. Besonders erfreulich ist es, daß in dem einen dieser Werkstücke, dessen Mauern noch an die 2 m hoch erhalten sind, die Hauptmasse der geborgenen Scherben sich wieder zu ganzen Gefäßen zusam-

mentfegen läßt. Mehrere große doppelhenkige Gefäße sind so bereits wiedergefunden und gewähren uns dank der an ihnen noch in roter oder schwarzer Farbe erhaltenen Aufschriften eine Vorstellung von den Getränken, die einst in diesem Magazin aufbewahrt waren. Reste großer Messerschüssel, welche trotz im Alltag am ehesten als Weitzinge ansprechen würden und von denen eine gleichfalls bereits vollständig wieder zusammengesetzt werden konnte, geben zusammen mit Töpfen und Schalen der einheimischen Grautware wertvollen Aufschluß über das alltägliche Küchengefähr. Darüber hinaus aber zeugen die zahlreichen neuen Fabrikstempel von Dichte und Weitverzweigung der Aguntiner Handelsbe-

stätigt sich somit, was im vergangenen Jahr bereits aus freilich dürftigen Anhalten erschlossen worden war, daß das Terrain im Aletium wesentlich steiler als heute zur Frau abfiel, was im Hinblick auf das richtige Verständnis der bekannten Lagebeschreibung durch den Dichter Denarius Fortunatus in der zweiten Hälfte des 6. Jhdts. von entscheidender Bedeutung ist.

Neben diesen, für die allgemeinen geschichtlichen und topographischen Verhältnisse der Stadt Aguntum wesentlichen Aufschlüsse war es heuer — obwohl nur erst am Rande — möglich, einen bescheidenen Einblick in den Stadtplan selbst zu gewinnen. Die Thermen wurden bereits erwähnt; aus der

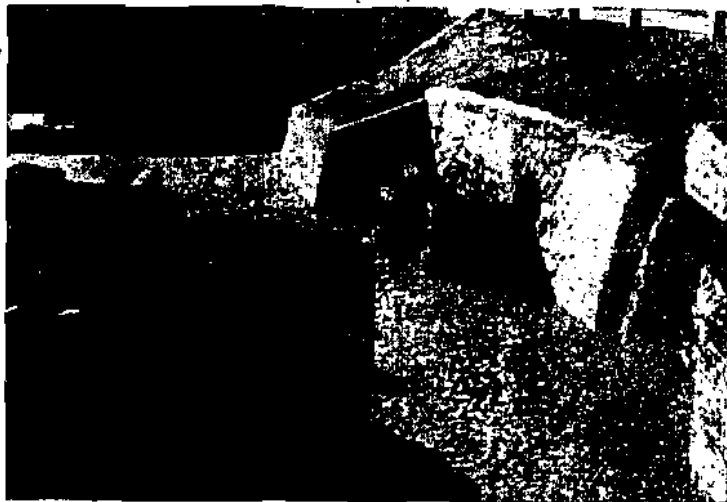
Herzähl lehrt, im ständigem Wachsen begriffen ist.

Vielleicht noch bedeutungsvoller waren die Ergebnisse der heurigen Arbeiten auf dem

### Kirchlich von Lavant

Hier geht es zunächst, den westlichen Teil der großen Bischofskirche freizulegen. Sehr bald zeigte es sich, daß dieser rund 20 m lange Westraum nicht mehr in der ursprünglichen Einrichtung vorliegt, die ihm eignete, als er noch Bestandteil der im Anfang des 5. Jhdts. errichteten Kirchenanlage war, sondern mehrere spätere Umgestaltungen erfahren hatte. Soweit angesichts der zum Teil recht schwierigen Fundlage schon abschließende Urteile möglich sind, scheint die Baugeschichte etwa folgende zu sein. Zur Zeit des Bestehens der großen Kirche des 5. Jhdts. dürfte nur eine zirkuläre Säulen eingezogene Schranke vor dem Raum der Gläubigen den im frühchristlichen Gotteshaus üblichen Vorraum abgegrenzt haben. Reste dieser Säulen und der möglicherweise zugehörigen Kapitelle dieser Schrankenwand wurden aufgefunden.

Als aber das große Baptisterium (Taufraum) am Ostende der Anlage des 5. Jhdts. und zugleich mit ihm das Presbyterium (Altarraum) an der Wende vom 6. zum 7. Jhdts. durch einen schweren Felssturz niedergeworfen und zerstört war, wurde nun der Westteil der alten Kirche, der von dem Felssturz im Wesentlichen verschont geblieben ist, durch Einziehen zweier Quermauern zu einer kleineren, nach Westen gerichteten Kirche umgebaut. Drei große Türen, deren mittlere ob ihrer Breite fast portalartig wirkt, führten in einen verhältnismäßig großen Vorraum, während die eigentliche Kirche unter Benutzung der alten Säulen und Kapitelle als dreischiffige Anlage ausgebaut wurde. Diese Kirche, wohl dem 7. Jhdts. angehörend, erfuhr aber nochmals eine grundlegende Umgestaltung. Denn in ihrem anfänglichen Altarraum baute man nunmehr, gleichfalls unter teilweiser Benutzung von Bauteilen der älteren Anlagen ein im Grundriß kreuzförmiges Taufbecken ein und scheint den Altar unter gleichzeitiger Summierung verschiedener Türen des früheren Baues in dem ursprünglichen Vorraum angeordnet zu haben. Wenn auch in diesem letzteren Punkte volle Klarheit noch nicht gewonnen werden konnte und mit der Möglichkeit gerechnet werden muß, daß der Altar in einem der ehemaligen Seitenschiffe aufgestellt wurde, so bleibt hiebei die entscheidende Tatsache unberührt, daß die nunmehr überblickbaren Umbauten der Taufkirche in ununterbrochener Abfolge bereits beträchtlich über den Zeitraum der Antike hinausführen. Nicht minder wichtig ist die Bergung der vielfältigen, von den verschiedenen Kirchengänge-



Agunt: völlig unmauerter Platz, dessen einziger Ausgang ein Nebentor war.

Foto: H. Wasthler

ziehungen. Da zu diesen keramischen Fundstücken noch verschiedene Bronzesachen, darunter das Fragment einer lebensgroßen Bronzestatue, Eisenwaren und auch ein Bruchstück eines sauber bezirkelten Rundspiegelchens aus Silberbronze sich gefielen, sowie zahlreiche Münzen und Glasreste und Bruchstücke von Wandbemalung, so wird uns der ansehnliche Wohlstand dieser römischen Siedlung im Lienzter Raum immer deutlicher und greifbarer.

Zugleich aber bestätigten Erhaltungs- zustand und Fundlage erneut, daß die Stadt in einer allgemeinen Brandkatastrophe zugrunde ging und dann lange Zeit als ausgebrannte und den Plünderern preisgegebene Ruinenstätte dala; bis später die schwere Mure des Debanbadches bedend über die Mauern sich schob. Im Rahmen dieser allgemeinen Feststellungen ist es von großer Bedeutung, daß verschiedene Einzelkunde übereinstimmend bestätigen, daß diese vernichtende Brandkatastrophe auf keinen Fall sich vor dem 5. Jhdts. ereignete; nicht minder wichtig ist es, daß die Freilegung der Stadtmauer in ihrer gesamten, vorerst erreichbaren Ausdehnung die eindeutige Feststellung erbrachte, daß sie auf der nunmehr genauer bekannten Strecke von rund 200 m Länge zwischen dem Haupttor und dem derzeit südlichsten Punkt um mehr als 4 1/2 m abfällt. Es

Kenntnis dieses Baues werden sich noch mancherlei Folgerungen ziehen lassen. Wichtiger ist, daß der Platz, an dessen Nordseite der Thermenbau sich ausdehnt, durch einen genau in seiner Mitte liegenden, quadratischen Bau bestimmt erscheint. (Siehe Abbildung 1, links.)

Wiewohl von der einstigen Einrichtung dieses Baues nur sehr geringe Reste aufgefunden wurden, bleibt zu beachten, daß um dieses Baues willen und, um einen entsprechend geräumigen gleichmäßigen Umgang um ihn zu gewinnen, ein bedeutender Teil der großen Hausanlage an der Südseite des Platzes erst niedergelegt wurde. Dies zusammen mit den Einrichtungsresten räumen der Annahme beträchtliche Wahrscheinlichkeit ein, daß es sich bei dem Quadratbau um das Heiligtum einer einheimischen Gottheit handelt.

Als Gesamteindruck der heurigen Aguntiner Kampagne aber darf verbucht werden, daß trotz aller Schwierigkeiten, die gerade hier den Freilegungsarbeiten infolge der schwierigen darüber lagernden Muren entgegenstehen, der Arbeitsaufwand sich durchaus lohnt, sowohl hinsichtlich der fachwissenschaftlichen und allgemein heimatsgeschichtlichen Ergebnisse wie auch in der Schaffung einer selbst für verteilte Besucher reizvollen Ruinenstätte, deren Anziehungskraft, wie die selbende Befu-

gen stammenden Architekturreste, vor allem der vier Kapitelle, welche zusammen mit den zwei im Vorjahr geborgenen Stücken eine kunstgeschichtlich über den östlichen Rastkogel hinaus äußerst lehrreiche und in gewissem Sinne einzu- artige Abfolge bilden.

Neben dieser Freilegungsarbeit am dem Kirchenbau, der durch die Aufstellung der Säulen und Kapitelle an ihrem einstigen Platz manches seiner ursprünglichen Architekturkraft zurückgewonnen hat und wirklich eindrucksvoll ist, (s. Abb. 2) konnte auch der Hügelberg südlich der Bischofskirche wenigstens zum Teil untersucht werden. Dabei kam unmittelbar neben der Südwand der großen Kirche ein über älteren Mauerresten aufgeführter rechteckiger Bau zum Vorschein, der sicher der frühchristlichen Zeit angehört, wie verschiedene in ihm aufgefundene, mit dem Kreuzeszeichen versehene Keramikreste dattun. Wenn auch seine Zweckbestimmung erst nach vollständiger Ausräumung klar werden wird, so ergaben schon die bisherigen Grabungen, daß er nur ein Teil einer größeren, ansehnliche Abschnitte des Hügelhanges einnehmenden Anlage ist, deren Aufführung künftigen Grabungen vorbehalten bleiben mußte.

Dem vorderst war es unumgänglich, den Weg, welcher über die Straße der Bischofskirche hinwegführte, in einer neuen Straße, die dank der verständnisvollen Haltung der Lavantur Gemeinde

Bischofskirche auf dem Lavantur Kirchplatz. Im Hintergrund die heutige Pfarrkirche.



Foto: H. Wastgler.

und der tatkräftigen Unterstützung von Seiten der Bezirksförstinspektion die weitgehende Wahrung der archäologischen Belange gestattet, zu verlegen. Dabei wurden abermals verschiedene Mauerreste angeschnitten, welche einerseits zu der die Hügelkuppe krönenden mittelalterlichen Burg gehören, andererseits aber zum Teil wenigstens sehr alten Grabbauten zuzurechnen sein dürften. Müßte hier das meiste ebenfalls künftigen Untersuchungen zur enghültigen Klärung überlassen bleiben, so ist es doch von grundlegender Bedeutung, daß im Zuge dieser Arbeiten auch ein Brandgrab aufgefunden wurde, das nach der Form der den Leichenbrand bergenden Urne und der in unmittel-

barer Nähe gefundenen Tonfischerben des sogenannten Bizener Typus zumindest in das 2. Jhd. v. Chr. zurückreicht. Damit gewinnt aber die Vorstellung, daß der Bischof von Lavantur tatsächlich seit vorgeschichtlichen Zeiten eine maßgebliche Rolle im Leben der bodenständigen Bevölkerung spielte, etwas mehr handgreifliche Beweise. So wird der Hügel von Lavantur dank der zähen und zielbewußten Arbeit der ortsständigen Ausgrabungsgemeinschaft in wachsendem Maße zu einer wahren Fundgrube für Kulturreste aus den verschiedensten Jahrhunderten und dadurch zu einem lebendigen Denkmal des über alle Zeitbedingten Nöte hinweg ungebrochenen Lebens der Heimat.

## Kulturhistorisches aus Osttiroler Gerichtsbüchern

† Josef Oberforcher

Wenn ich hier meine Erfahrungen bei der Bearbeitung der Osttiroler Verfass- oder Gerichtsbücher, soweit diese im Innsbrucker Staatsarchiv verwahrt werden, mitteile, so geschieht es, um andere, welche Zeit und Interesse für die Geschichte ihrer Heimat haben, anzuregen, auch ihre heimatischen Gerichte in ähnlicher Weise zu bearbeiten.

Wir sind über das Leben und Treiben in den Städten in früheren Jahrhunderten ziemlich gut unterrichtet, freilich auch hier nur über die obere gesellschaftliche Schichte des Beamten- und Bürgertums und übersehen dabei gewöhnlich die viel zahlreichere untere Volksschichte. Aber die Verhältnisse des Bauernstandes und seiner Kultur, etwa vor 1800, macht man sich hingegen allgemein ganz falsche Vorstellungen. Ältere zeitgenössische Darstellungen des Bauernlebens sind sehr selten und nur kritisch zu verwenden. Da liefern nun die Gerichtsbücher und Urten, welche etwa um 1560 allgemein einzusetzen und vielfach gut erhalten sind, sehr wertvolles und in vieler Beziehung das einzige Quellenmaterial für die Erkenntnis unsere bäuerlichen Vergangenheit.

Freilich wird man darin im allgemeinen nur das finden, was in irgendeiner Hinsicht der hohen Obrigkeit Anlaß zum Amtshandeln gab; aber solcher Anlässe gab es genug, vielleicht mehr als heute. Eine ordentliche Kirchtagstaxation mit gerichtlichem Nachspiel, bei dem von beiden Seiten ein Duzend und mehr Zeugen ihre Aussagen abgeben, liefert oft ein so anschauliches Bild, daß man meint, selbst dabei gewesen zu sein. Ist doch auch heute der Gerichtssaal derjenige Ort, an dem sich die Sittengeschichte der Gegenwart am besten studieren läßt. Anderes, das weder vermögens- noch strafrechtlich in Betracht kam, muß allerdings aus gelegentlichen Bemerkungen und Angaben zusammen getragen werden, und manche Angaben werden erst dann richtig bewertet werden können, wenn aus benachbarten Gerichten ähnliche Bearbeitungen vorliegen.

Nach will hier aus dem Osttiroler Bauernleben, soweit es sich in den Verfassbüchern spiegelt, nur die Kapitel Hochzeit, Alter und Tod herausgreifen. Dabei muß ich bemerken, daß ich die Verfass-

bücher des Landgerichtesienz, des Stadtgerichtes und der Gerichte Lienzerklause, Kals und Almas nur bis 1749 benutzen konnte, weil die späteren noch inienz liegen (Die Arbeit stammt aus der Innsbrucker Zeit des Verfassers, D. R.) und das Gericht Sillian überhaupt nicht bearbeitet ist.

### S o c h z e i t

Nach einem Bericht des Pflegers in Birgen von 1802 heiratet der Mann gewöhnlich im Alter von 22 bis 30 Jahren, die Frau zwischen 18 und 24 Jahren.

Im Ldg.ienz war es 1665 üblich, daß, wenn eine Tochter heiratete, das Brautkleid, die Frühstuppe, das Truchsenführer, Kost und Wohn der „Materin“ vom elterlichen Haushalt, der Handschlag, die Brautkleider etc. und die Hochzeit aber vom Vermögen der Braut zu bestreiten waren.

1669 wird die gewöhnliche Heiratsausfertigung einer Tochter in W.-Materl auf 34 fl angeschlagen. Die 1746 in Kals gebräuchliche Fahnis einer Braut

bestand in: 1 Kuh, 1 Kalb, 7 Kopf-Wullenvieh (Schafe), eine Truhe mit Schloß und Band, Bett und Bettgewand. Dies war wohl für ganz Osttirol die übliche Ausstattung. Die Stückzahl der Tiere schwankte nach den Vermögensverhältnissen; die Gattung war feststehend. Dazu kommt häufig ein „tühnes Ehegewand, Ehrock und Doppeln“, und natürlich — wenn möglich — ein größerer oder kleinerer, den Verhältnissen entsprechender Geldbetrag. Da in Osttirol vorwiegend das Freistiftrecht herrschte und die Töchter auf Freistiftsgut keinen Anspruch hatten, fiel die Geld-Ausfertigung gewöhnlich sehr schnell aus oder entfiel ganz.

Gerichtsverhandlungen aus der Zeit vor 1580 lassen schließen, daß die Zeit noch nicht sehr weit zurücklag, in der der „Handstreich“ als maßgebender Akt der Eheverflechtung betrachtet wurde und die Trauung in der Kirche nur den Sinn der kirchlichen Einsegnung des geschlossenen Ehebandes hatte. Schon um diese Zeit trat die geistliche und weltliche Obrigkeit gegen „Wahlfelheiraten“, die nicht vor dem Priester geschlossen wurden, ganz energisch auf. Der Pfleger in Döbriach ließ 1565, nachdem mehrmaliges Zureden nichts genützt hatte, ein solches Paar, welches bereits 10 Jahre miteinander gehaust und eilfische Kinder hatte, kurzerhand in die Gerichtsstube bringen und hier vom Pfarrer zusammengeben. Lind der Stadtrichter in Klagenfurt ließ 1590 einen Handwerkermeister „so nach erhaltenen Handstreich ohne Hochzeit in unehelichem Stand heimlich et öffentlich beisammen verharret“, abschaffen.

Der Handstreich ist häufig verbunden mit dem Abschluß eines Ehevertrages vor dem Richter. Ein solcher Ehevertrag des Landgerichtes Klagenfurt von 1579 beginnt mit der Formel:

„Hat sich aus Schickung Gottes des Allmächtigen zu Mehrung der Welt und Ersetzung abgefallener Ehre der Engel nach Ordnung und Sahung der heiligen Christlichen Kirchen und der fürnlichen Graffschaft Tirol, anheumt, als einem unverbundenen Handschlagtag zwischen N. N. und N. N. zugegen, auch mit Rat, Vorwissen, Willen und Guehelfen ihrer Eltern bezim, Gerhaben und deren hiez zu erbeten Bestreunden, ein ehelicher Heirat zuegetragen, hernach folgendenmaßen: Erstlichen so sind beide Brautpersonen auf zuvor ehelich beschehene Werbung und ihr beiderseits zusammen tragender Lieb und Reigung mit Mund und Handen und andern dozu gehörigen Worten und Werken zu dem Band der Ehe bis an Priesters Hand — so zu ihrem hochzeitlichen Ehrentag beschehen worden — zusammengeben, verpflichet und vermächet worden“ usw. In andern Formeln wird noch die Bedingung angefügt: „doch, daß sie solches christlich Werck nachfolgendes or-

denlichen wie sich gebührt zu Kirchen und Gassen constantieren und bestätigen.“

Die „Heiratssading und Abred“ altösterreichischer Altkleriker, beim Begründer einer angesehenen Klagenfurter Bürgerfamilie, von Döbriach im J. 1581, und der Klagenfurter Wirtswirtin Ursula Rastingerin von 1593, setzt hinzu: „Doch daß er mit demütlicher seiner zukünftigen Hausfrauen treulichen miteinander hausen, ihren gueten Rat pflegen, sie in Lieb und Zeit, gesund und kranker, wie es Gott fügt, nit zu verlassen, sondern ihr treulichen bezunehmen und hierinnen gefährlicher Weis sein Mangel und Abgang erscheiden zu lassen, als dann einem ehrliebenden Wiederwärtigen zu thun gebührt und schuldig ist; gleichermaßen hat gemeldte Wittib gegen ihren künftigen Hauswirt all dasjenig hinwegzuwenden an Ehr, Lieb und Treu zu erzielen etc.“ In diesem Falle, weil die Braut Wittib ist und er ein „einfahrender junger Gesell“, verspricht die Braut die Morgengabe zu geben, während diese sonst der Mann zu geben hat.

Dem Handstreich, welcher natürlich nicht kommt vor dem Richter, in späterer Zeit aber gewöhnlich im Widum vor dem Pfarrer vor sich ging und dem sich dann die Verfassung der Heiratsabred vor dem Richter gegebenen Falles anschloß, folgte das Mahl beim Wirt mit anschließendem Tanz.

Hochzeitsladung, Trauhenführen und Klausermachen werden schon früh erwähnt, aber über den Vorgang selbst

war in unsern Gerichtsbüchern nichts zu finden.

Beim Kranzbinden am Vorabend des Hochzeitstages, in den Verfaßbüchern 1581 zuerst erwähnt, kamen die Freundsinnen der Braut in ihrem Hause zusammen, um den Brautkranz und die Buschen für die Teilnehmer der Hochzeit zu binden. In älterer Zeit und wenn die Jahreszeit es gab, wurden jedenfalls nur Naturblumen und Bänder verwendet, aber in Kräuterkatalogen finden sich schon um 1720 „Kranzzeug“ aus Kunstblumen und Füllter genannt. Von der Verwandtschaft der Braut waren Hochzeitsgäste aus entfernten Orten angelockt, die hier übernachtet blieben um am nächsten Tag rechtzeitig an Ort und Stelle zu sein.

Dem Kranzbinden folgte die Abendmahlzeit, bei welcher Kräfte der Hauptgäste waren, dann kamen die Burschen der Nachbarschaft mit einigen Musikanten, und das weitere ergab sich von selbst.

Das mit der „Morgensuppe“ an Tage der Hochzeit ist natürlich nicht wörtlich zu nehmen, wenn auch aus alter Zeit darüber nichts Näheres bekannt ist. Es wird sich wohl immer so abgepflegt haben wie vor 53 Jahren, als der Benzer auf Schilken die Benzerin heiratete und sich ein Bub von 9 Jahren war. Da gabs Schöpfensuppe und Mus mit Weinberlen drinn und einen guten Zinger die Schmalz darüber.

(Fortsetzung folgt.)

## Die ältesten Glocken Osttirols

Wie schon der verstorbene Heimatforscher, Pfarrer Maister, in den Osttiroler Heimatblättern 3. 91 bemerkte, sind die ältesten Glocken unseres Bezirkes die des Helenekräuzleins am Schleinighang. Aber Maister und Hans Hochenegg (Kirchen Ehrk. S. 267) gehen auch darin einig, daß die Inschriften nicht zu entziffern seien.

Ich habe nun anlässlich eines Spazierganges die Glocken näher in Augenschein genommen. Die größere der beiden, bekannt durch ihren hellen, singenden Klang, gilt als Weiterglocke — und der Messner des Helenekräuzleins ist deshalb beim Herannahen eines Unwetters, so rasch er kann, vom Eggerhof in Thurn auf die Höhe, um durch den Klang der „Großen“ Blitz und Hagel zu beschrecken. War so groß freilich ist sie nicht; sie ist lediglich 54 cm hoch und mißt 58 cm im Durchmesser und ist ungefähr auf den Ton g gestimmt. (Nach der Volksüberlieferung soll sich der Klang durch die reichliche Beimischung von Silber erklären. Freilich stimmt diese Auffassung nach dem einhelligen Urteil der Glockengießer nicht — eher verschlechtert sich dadurch der Ton.)

Etwa 7,5 cm von oben trägt sie eine zirka 24 mm hohe, von Bierleiten eingefasste, ganz rundum laufende Inschrift in den Buchstaben des 14. Jahrhunderts. Der Guß erfolgte nicht sehr sorgfältig — die alten Glockengießer haben meist an Ort und Stelle eine Grube aus — und so kommt es zu verschiedenen Mängeln. (Man kann heute noch sehr gut die Unregelmäßigkeiten des Erdreichs an der Oberfläche beider Glocken erkennen.) Dadurch verfloßen verschiedene Buchstaben, andere sind auf den Kopf gestellt, wieder andere halten sich nicht auf der Seite. So ergibt sich bei näherer Durchsicht folgendes Bild der Inschrift:

■ I O N A S N E S ■ H M E V U ■  
L C C A S ■ M A R C V U ■  
M E N A ■

Wie sich unschwer erkennen läßt, handelt es sich also um die Namen der vier Evangelisten mit einigen Buchstabenumstellungen. Das letzte Wort war am schwierigsten zu lesen, da das S nur mehr durch den mittleren Balken und einige erhöhte Reste erkennbar ist und auch das

ist wesentlich von der Form der zwei anderen in der Aufschrift vorkommenden abweicht. Matthäus ist in der üblichen Form M T H E V S abgekürzt. Es ergibt sich also + IOHANNES + + MTHEVS + LUCAS + MARCVS + AMEN + Das stimmt sehr gut zur Wetterglocke, da ja im Mittelalter gerade in deutschen Gebieten die Anfänge der vier Evangelien als Abwehrgebete gegen die Unlüßen von Wind und Willen ihre Verbreitung gewannen. Eine ähnliche Aufschrift trägt übrigens eine alte Glocke aus St. Veit in Deferegggen, die nach den Angaben Meisters nur wenig jünger sein dürfte.

Wie die größere Glocke, so findet auch die kleine, eine Duktus höher erklingend, bei der Enge des Glockenstuhles kaum Raum, sodaß sie fast die Balken streift. Dabei hat sie bei einer Höhe von 38 cm nur einen Durchmesser von 48 cm, ist also im Verhältnis zur großen etwas niedriger. Ihre Aufschrift, von oben 6 cm abstehend, aber weist eine nur um einen Millimeter kleinere Buchstabengröße auf, selbstredend im Durchschnit gemessen, da die einzelnen Lettern sehr verschieden sorgfältig gearbeitet sind. Offensichtlich wurden sie in vieredigen, fast

genau quadratischen Modellen in die Gussform eingesetzt, nicht immer ebenmäßig gerade, sondern ab und zu nach links übergeneigt. Die Schrift ist ausgeglichener als bei der anderen Glocke, weist gleichmäßigere Züge auf, ist aber wegen der mannigfaltigen Beschädigungen und Abspalterungen schwerer zu lesen. Die Aufschrift hat folgenden Wortlaut:

**OREXLHORIEVENICVMPACE +**  
Drei Buchstaben stehen auf dem Kopf, einer ist ausgeblieben. Im ganzen ergibt sich also der Satz:

**O REX CHRISTE VENI CVM PACE**  
O König Christus, komm mit dem Frieden! Auch diese Glockeninschrift ist in ähnlichem Wortlaut nicht selten. Die alte Böfflerglocke im Sillianer Pfarrturm fügt nur ein Wort hinzu: O rex gloriae Christe veni cum pace!

Die in die Glocken eingehängten Klöppel sind neueren Datums. Sie wurden, wie ihre eingeritzten Male auslagern, von A. P. 1744 verfertigt.

Mögen diese Glocken, die nur so knapp dem Kriegsschicksal ihrer vielen Schwestern entgangen sind, noch lange von der einsamen Berghöhe gegen die Wetter und für den Frieden läuten!

Josef Stadlhuber.

und schmerzlich gezeigt, weissen eine ungetöblichste Niederschlagsmenge auch bei gut erhaltenen Wäldern fähig ist. Es ist nicht schwer sich auszumalen, wie jener Winter des Jahres 1950 verlaufen wäre, wenn der Wald gefehlt hätte. Laternenstürze, Murbrüche, Überschwemmungen größten Ausmaßes hätten unsere Heimat verödet. Selbst die Haupttäler wären nicht verschont geblieben, denn zahlreiche Bach- und Flußverleugungen hätten die Talböden unter Wasser gesetzt, die Wiesen und Felder verlandet oder mit Schutt bedeckt und den ohnehin kargen Ertragsboden noch weiter eingeengt. Ja, der Wald ist eine Lebensfrage für uns alle.

Noch ist es Zeit, dem Verderben, das sich anzubahnen scheint, Einhalt zu gebieten. Es bedarf aber ernstlicher Einsicht und tatkräftiger Abwehrmaßnahmen. Es muß wirklich eine breite Schlacht unseres Volkes die Notwendigkeit erkennen, daß der Wald und der übrige Baumbestand unseres Landes nicht nur Ausbeutungsobjekt sein darf, sondern aller unserer Pflege und Sorge bedarf.

Diesen Anblick soll der Tag des Baumes geben. Er sollte kein Feiertag sein, sondern ein Tag der Arbeit für den Wald und den Baum. Er sollten Bäume gepflanzt werden. Besonders der Jugend soll er diese Notwendigkeit vor Augen führen in aller Schärfe und Härte. Als Danksbedingung.

Wer einen Baum pflanzt, der tut es meist nicht mehr für sich, außer es handelt sich um einen schnellwüchsigen Obst- oder Bierbaum, sondern er tut es für andere. Die Bäume, die wir heute schlagen, wurden von unseren Vorfahren vor vielleicht 60 oder 80 Jahren gepflanzt, wenn sie nicht — wie die Waldbäume — von selber wachsen. In dieser Tatsache liegt ein ethischer Wert aber auch eine Gefahr. Die Gefahr liegt darin, daß wir Heutigen nur allzuviel an uns selber und zu wenig an unsere Nachkommen denken und also nicht sehr geneigt sind, etwas zu tun, wovon wir nichts mehr haben. Die Not, unter der viele, allzu viele Menschen leben müssen, mag diese Selbstsucht einigermaßen rechtfertigen oder zum mindesten verständlich erscheinen lassen, wie wohl überhaupt der trasse Materialismus unserer Zeit eine Hauptwurzel in der Not hat. Der Tag des Baumes aber soll erziehen. Er sagt uns nicht: schlage diesen Baum, damit du damit etwas verdienst, sondern: pflanze einen Baum, obwohl du damit nichts verdienst.

Noch etwas zum Tag des Baumes: Gelder werden nur allzuoft Bäume ohne ersichtliche Notwendigkeit geschlagen, anscheinend bloß, weil dem Besitzer gerade der Einfall gekommen ist, dies zu tun. Daß dadurch oft eine schmerzliche Lücke im Bild der Landschaft entsteht,

## Der Tag des Baumes

Unsere blasierte Zeit trägt es mit sich, daß uns eine Überschrift wie diese, die Aufjeln zucken läßt. Gewiß, es wird gelegentlich mit derartigen „Tagen“ Anflug getrieben, teils mit anderem auch. Immer ist es aber nicht der Fall und beim Tag des Baumes ganz gewiß nicht.

Ein Baum läßt sich nicht bauen wie ein Haus in Wochen oder Monaten, er braucht viele Jahrzehnte, um sich voll und ganz zu entwickeln, und keine Technik kann sein Wachstum beschleunigen. Man sollte daher glauben, unsere heutige hoch-wirtschaftlich ausgerichtete Zeit trüge dieser Tatsache Rechnung, schon um wirtschaftlicher Belange willen. Dem ist aber nicht so. Man will wohl ausbeuten, Nutzen ziehen, mit Wald und Holz wirtschaften, aber zur Erhaltung des Bestandes wird nicht genug, bei weitem nicht genug getan. Sehr ernst zu nehmende Stimmen sagen uns dies immer wieder, weisen es durch Zahlen nach und warnen vor der unüberwältlichen Fortsetzung des bisherigen Raubbaues. Dies gilt etwa nicht nur für die hoch-industrialisierten Länder des Westens, es gilt auch für uns in Österreich, ja selbst für den Osten Europas. Überall nehmen die Waldbestände bedenklich ab; sie schmelzen unter der mit technischer Hilfe immer leichter, einfacher und mühsamer werdenden Schlägerung, unter der ständig weitergreifenden Erschließung auch sehr abseits gelegener Waldgebiete

durch Wege und Seilbahnen von Jahr zu Jahr mehr zusammen. Die Folgen können keine guten sein. Erinnerung wir uns: Ehemalige Waldgebiete sind versteppt oder verkarstet, die Wasseraufnahmesfähigkeit des Bodens und dessen Wasserspeichervermögen nehmen stark ab, die Niederschläge fließen rasch wieder ab, nehmen dabei die Feinerde mit und lassen nur Sand, Schotter und Fels zurück. Wer einmal in den Alpen einen war oder am Karst, hat es mit eigenen Augen sehen können. Im mehr oder weniger weiligen Gelände des Karstes mit seinen geringen Höhenunterschieden machen sich diese Tatsachen schon hinreichend bemerkbar. Zwar wurde auch dort die fruchtbare Erde in Kesseln und Dolmen zusammengeschwemmt und auf den Höhen blecken die grellweißen Karstfelsen aus der Schotterdecke, aber die Dolmen und Doljen sind wenigstens als bebaubare Flächen erhalten geblieben. Was geschähe bei uns, wenn wir einmal so weit wären? Die gewaltigen Höhenunterschiede unserer heimatischen Siebungszonen müßten sich auf eine fast unbvorstellbare Art bemerkbar machen. Wer hält heute noch das Erdreich vom Talboden bis zu den Almen hinauf fest? Der Wald mit seinen Begleitpflanzen. Ohne ihn muß jeder schwere Niederschlag oder jeder rasche Temperaturanstieg zur Zeit der Schneeschmelze oder während der Schneebedeckung zur Katastrophe führen. Der vorletzte Winter hat uns drastisch

bleibt völlig unbeachtet. Die Alleen an unseren Osttiroler Straßen — es waren immer schon wenige — sind heute doch fast zur Gänze verschwunden. Schon im benachbarten Oberkärnten sieht es ganz anders aus. Jede Autofahrt erweist es. Warum können dort die schönen alten Alleeebäume stehen bleiben und bei uns nicht? Wirken sie nur in Osttirol schutzhindernd?

Ähnliches muß über das unfruchtliche Ausschlagen und Ausbrennen von Hecken und Gehölzen gesagt werden. Es ist grotesk, wenn man von hochoffizieller Seite zu einer Nistkästchenaktion aufruft, durch die den heimischen Singvögeln Nistgelegenheiten geboten werden sollen, wenn man gleichzeitig müßig zu-

steht, wie die natürlichen Nistgelegenheiten durch Rodung und Ausbrennen Jahr für Jahr eingeschränkt werden. Es wäre klüger, die Sträucher, Hecken und das Unterholz zu schonen, man kann sich dann alle Nistkästchenaktionen sparen.

Genug der bösen Worte. Und ein gutes zum Schluß. Ist es nicht ein erhebendes Gefühl einen Baum gepflanzt zu haben? Ihn wachsen und gedeihen zu sehen und jagen zu können: Den habe ich gesetzt! Es ist ein Hochgefühl, und unsere Jugend soll es kennen lernen. Sie soll und muß auch durch den Tag des Baumes zur Erkenntnis gebracht werden: Wir kommen und gehen. Die Heimat aber muß bestehen. W.

## Die Gartenmauer des Frauenklosters in Trienz und der alte Trienzer Schießstand

† Josef Oberforcher

Der unaufschlebbbar geordnete Neuaufbau der Pfarrbrücke in Trienz brachte auch eine Umgestaltung des Platzes vor dem Klosterle mit sich. Leider mußten notgedrungen mehrere alte, schöne Bäume, die dem Platz das Gepräge gegeben hatten, der Umlegung der Zufuhr zur Brücke weichen. Es ist aber zu hoffen, daß andere an ihre Stelle treten und der neue, sogar etwas weiter geordnete Platz vor der Brücke durch die bereits angefangenen Grünanlagen hübscher wird, als er vordem war.

Die Neugestaltung dieses Raumes am Westende der Schweitzerergasse gibt Anlaß, den folgenden Aufsatz aus dem Nachlasse des verstorbenen Heimatforschers Josef Oberforcher in den Heimatblättern zu veröffentlichen.

Im Jahre 1665 begannen die Frauen Dominikanerinnen mit dem Bau ihrer Gartenmauer, wie sie heute noch besteht. Die Nachbarschaft des Klosterle, Forstach und Kalkgrube wollten den Bau nicht zulassen, klagten daher am 10. Juli 1665 vor Gericht gegen die im Bau begriffene Mauer und führten zehn Zeugen vor, die ihre Einwendungen bekräftigen sollten.

Hans Pfannenhauser, seiner Raitung (Rechnung) nach über hundert Jahre alt, sagte aus: Die Pforten zum Frauenkloster sei hinten bei der Schl zwischen dem Klosterle und dem Schießstand, dahin haben die Binsleut ihr Trald hineingeführt. Die Kalkgruber und Forstacher (die Bewohner der Pfaltalerstraße und der Schloßgasse) hätten allezeit ihren

Viehtrieb zur Tränk zwischen Kloster und dem Saun gehabt, sowohl auch ihr notwendiges Wasser geführt und getragen und was anjetzt das Frauenkloster hat eingefangen, sei Teil und Gemein (Gemeindegut) gewesen.

Lukas Grebitschläpfer, 73 Jahre alt, sagt: Zur Tränk hätten die Kalkgruber-Nachbarn ihr Vieh zu der Schl zwischen dem Futterhaus und dem Kloster getrieben, welches er nun 53 Jahr gedenke, denn das Futterhaus sei besser (näher) gegen das Klosters Grund hineingestanden. Es sei auch ein eingepflanzter Hof gewesen. Was das Kloster durch die jetzige Mauer hab eingefangen, solches sei der Gemein, man hab dahin Holz gelegt, auch die Schwein gehütet.

Anton Dohnig, 69 Jahr alt, Adam Reud bei 80, Christian Racher, bei 75 Jahr alt, erinnern sich noch, daß das Vorkchießen (Schellen-Bestchießen) bei der Schl neben dem Kloster gehalten worden sei. Kaspar Dacher, 65, Christof Schlabitzschmig, bei 66, Konrad Großheimner, 58 Jahre alt, und Georg Waldner, 65 Jahre, sagen im selben Sinne aus.

Das Kloster dagegen beruft sich auf einen alten Schenkungsbrief. Die gerichtliche Entscheidung ist in den Akten leider nicht enthalten, aber es scheint, daß der Landrichter zu Gunsten der „Nachbarschaft“ entschieden hat, weil sich das Kloster bei der Landesregierung in Innsbruck beschwerte und diese über den Fall an den Bischof zu Trienz schrieb.

Interessant ist aus den Zeugenaussagen vor allem die Angabe über die Lage des alten Trienzer Schießstandes und dessen schon sehr weit zurücktretendes Alter.

## Volksgeschichten und Volkssprüche aus Villgraten

Gesammelt von Anton Lanzer

(Siehe „Osttiroler Heimatblätter“ 1949, Nr. 21.)

### 11.) Ein guter Rat.

Ein Villgrater Bauer ging einmal „ga Sillian“ (nach Sillian), Korn zu kaufen. Er gab das Korn in einen Sack, band daran einen schweren Stein und trug die Last so, daß der Sack nach hinten, der Stein als Gegengewicht vorne herabhäng. So ging er lustig weiter bis gegen die „Zufuhrbrugg“. Da begegnete ihm ein „gepfotachter“ (abgehauster) Bauer aus den „Bergen“ (Mittelgebirge Anras-Alfing). Sie gingen eine Zeit miteinander weiter. Da sagte der Herzogekommene zum Villgrater, er solle doch den Stein wegnun, dafür die Hälfte des Sackes nach vorn, die Hälfte

nach rückwärts geben, es wäre dann viel leichter zu tragen. Der Villgrater tat, wie ihm gesagt wurde, und es ging auch leichter zu tragen. Nachdem aber bei anderer nach einiger Zeit sich wieder entfernt hatte, dachte sich der Villgrater: „Wenn das schon ein ‚gepfotachter‘ Bauer ist, wird er auch nicht so geschickt sein“ — nahm einen schweren Stein vom Wege auf, band ihn in den Sack und ging seines Weges weiter wie vorher. — Ganz so unecht hatte der Villgrater nicht einmal: Es kommt oft nicht darauf an, was einer sagt, sondern wo er es sagt.

### 12.) Schwere Wochenarbeit.

W' Montage tuß Laßbiss'n trüpf'n  
n' Erchtage tuß Dams'n krshtieren,

n' Mittage tuß Darbasse schibern,  
n' Pfingstage tuß n' Wöns'n Woasser  
hoach'n,  
n' Freitage tuß Kafeewasser ohoaspeh'n,  
n' Sonntage tuß bö über'n Knoten  
oachpach'n. Aber se demnach i  
alboche nit, moa getohtig i nou van.  
(Laßbiss'n - Fichtenmadeh'n, Dams'n -  
Almeken, schibern - zu Schöbern auffstol-  
ten - Kafeewasser - das sich beim Stof-  
fen der Milch absondert, Knoten - Fels,  
getohtigen - Dingen, tuß - tu ich.)  
(wa = dumpfes a.)

### 13.) Ein nobles Ehepaar.

Braut und Bräutigam gehen abends  
von der Hochzeit nach Hause. Da sagt  
die Braut zum Bräutigam: „Du, ich  
muß dir ein Gefändels machen.“ —

Er: „Ja, was denn?“ — Sie: „Ich kann nämlich gar nicht kochen.“ — Er: „O, das macht gar nicht, ich hab Mehl auch feins.“

14.) Der unzufriedene Ghe-  
mann.

Der Bauer hat erst vor kurzer Zeit geheiratet. Da fragt ihn sein Nachbar: „Wie geht's im neuen Stande?“ Der Bauer antwortet: „Na, in was für a Sakrament wer i la boa inalingenwisch sein!“

15.) Ein langweiliger Kirch-  
tag.

„Wie is gewesen auf'n gestrigen Kirch-  
tage?“ — „Langweilig is gewesen: Daubr ist derschindlt, oan hab'n se d'r'schlot —; goor nicht is gewesen.“

16.) Eine Wasserfur.

Folgende Geschichte hat sich nicht in Billgraten zugegetragen, sondern in einer benachbarten Gegend, die der geneigte Leser unschwer erraten wird. Da blieb einer bis zum Zubunteln im Wirtshause und betraut sich so sehr, daß er wieder gehen noch stehen konnte und von seinem Nachbarn nach Hause gebracht werden mußte. Der lud ihn auf einen Stubbarren und schob ihn vor sich her, dem Hause zu. Nun lief aber in einem Graben neben dem Wege ein unerschuldiges Wässerlein hin. Der Führer konnte der Versuchung nicht widerstehen, drehte den Karren um und „schüttete“ den Betrunkenen aus, daß er den Abhang hinunter ins Wasser rollte. Am frischen Wasser angekommen, erwiderte dieser gleich und rief mit jammernder Stimme hin-  
auf „Hast du n' rauchte Wack si gesach'n?“

17.) Eine spartanische Mut-  
ter.

Am ersten Weltkrieg, in dem die An-  
sichten über den Krieg noch wesentlich andere waren als beim zweiten, wurde auch der Sohn einer Witwe zu den Waffen gerufen. Darüber wurde sie sehr bemitleidet. Sie aber sagte: „Am Bette sterben ist auch nicht lustiger!“

18.) Begrüßung der heimkeh-  
renden Krieger.

Der erste Weltkrieg war beendet und  
einige Heimkehrer zogen auf dem Tal-  
wege der Heimat zu. Da begegnete ihnen  
ein altes Weiblein. Laut rief sie ihnen  
zu: „Gat la her, Mander, verspielt wean  
br's lei hat.“

19.) Die verunsicherte Alm.

Es war einmal eine schöne Alm. Die  
besten Würzkräuter wuchsen darauf,  
Metou und Marba. Eine Germerla war  
so neidig, daß sie eine arme Bettlerin,  
die sie um eine kleine Gabe ansah, ab-  
tölte. Da verödete die Alm und es  
wuchsen nur mehr Pfumm und Ogg-  
mar.

(Neidig - geizig. Welche Pflanze  
eigentlich unter „Marba“ verstanden  
wird, konnte ich nicht herausbringen,  
nach Hausmann Suzula spaldca. —  
„Oggmar“ - Büchling, ein stiefes, lang-  
stäieliges Gras. Seht man sich auf ein  
solches Grassbüschel, durchsicht es den  
Hosenboden. Ein ähnliches Gras ist der  
„Pfumm“.)

20.) Stoßgebet.

Eine alte „Lappate“ (Blödsinnige)  
Stiische rief einmal in der Kirche wäh-  
rend des Gottesdienstes laut aus:

Peter, Peter, Stimmel,  
Die Bulb'n kemm in' Himmel,  
Messa-, Messarum,  
Die Stischen müssen drun.

Messarum, Iohannsch messaron - Dor-  
beertraut, von media laurus nach Dr.  
Soh. Nbon. Wahrscheinlich ist auch die  
erste Verszeile ein verflümmelter Aus-  
druck.

Es ist zu bemerken, daß in früheren  
Zeiten in Teilen Osttirols die Zahl der  
Blödsinnigen (Cretins) viel größer war

als heute; machte man vor siebzig Jah-  
ren eine Wallfahrt nach Suggau, wurde  
man am Wege öfters von solchen Un-  
glücklichen angebettelt.

21.) Sprichwörter.

Wer zuerst ausschüttet, macht zuerst.  
— Verrehtes Brot hat süße „Raust-  
lan“. — Abwärts genügt ein leichter  
Heiliger. — Ein Brand (brennendes  
Gehell) brennt nicht lang. — Wo das  
Weib anschaft, wird die Besper vormit-  
tags (d. h. geht alles verkehrt). — Die  
man Gott geben will, die nimmt er nicht  
(d. h., die sterben nicht, deren Tod man  
geut hätte). — Wer si mahrt, hat  
ausgelahrt (d. h. wer sich verteidigt,  
ohne beschuldigt zu sein, ist der Schul-  
dige). — Morgenregen und alier Wei-  
bertanz bauern nicht lang. — Die niedern  
Wolken und die hohen Herren getwäna,  
(stimmt!). — Vor den äußeren Weitem  
und den inneren Kriegen draucht man  
sich nicht zu fürchten. (Die Weiter kom-  
men von innen (Westen), die Berge schü-  
len im Innern des Tales vor Oberfäl-  
len.)

## Heimatliches Schrifttum

Corinthia I, Geschichtliche und volkskund-  
liche Beiträge zur Heimatkunde Kärntens.  
Mitteltungen des Geschichtsvereines für Kärn-  
ten. Herausgegeben von Dr. Robert Maza, 1952.  
Druck Ferdinand Kleinmayr, Klagenfurt.

„Diesen Jahrgang der Corinthia I widmet  
die Direktion des Geschichtsvereines für Kärn-  
ten dessen hochverdientem Ehrenmitglied, dem  
großen Förderer des heimischen kulturellen Le-  
bens, Herrn Hofrat Julius Heinzl in tiefer  
Dankbarkeit.“ So das Vorwort. Aus dem  
reichhaltigen Inhalt kann nur eine Auswahl  
folgen: Der 784 Seiten starke Band beginnt  
mit einem sehr aktuellen Thema: Die Denk-  
malpflege in Kärnten im den Jahren 1948  
bis 1950, von Siegfried Hartwagner. Der Ver-  
fasser führt uns durch die Bombenschäden der  
Kärntner Städte und würdigt die bisherigen  
Erfolge zu deren Beseitigung. Den Erfolgen in  
der Rettung gefährdeter Baudenkmäler ste-  
hen naturgemäß auch Mißerfolge gegenüber.  
Aber man muß anerkennen, daß es sich Kärn-  
ten sehr angelegen sein läßt, seine Baudenk-  
mäler zu erhalten; wobei doch der Verfall,  
daß zwischen 1948 und 1950 allein über  
30 Kirchenreparaturen durchgeführt wurden.  
Liegt man Rudolf Eggers Ausgrabungs-  
bericht 1950 über den Magdalensberg, so wird  
man lebhaft an unsere beiden Osttiroler Aus-  
grabungsstätten Ugunt und Lavant erinnert.  
Hier wie dort erreicht zäher Forschungsdrang  
den verfallenden Schutzdecken Jahr für Jahr  
neue Erkenntnisse und schafft neue Vergleichs-  
möglichkeiten zwischen den einzelnen Aus-  
grabungsorten. Hans Dolenz schließt mit „Ar-  
chäologische Fundberichte aus Kärnten“ und  
Paul Leher mit „Archäologische Notizen aus  
Kärnten“ an. In beiden Vorfällen finden sich  
eine stattliche Reihe von teilweise narräm-  
schen, in der Hauptsache aber römischen Fun-  
den verzeichnet. In „Baustoffkunde und Bau-  
geschichte“ untersucht Franz Köhler die Bau-  
stoffe verschiedener Baustätten Kärntens, wäh-  
rend Alois Aierlinger den Sandstein von  
Hartendorf als Baustoff würdigt. Vom Pflanz-  
lichen her schließt Franz Köhler auf die ehe-  
malige Kultivierung an Erlichheiten, die heu-  
erlei Baureste mehr aufweisen. Werner  
Knapp berichtet über Arbeiten zur Erforschung  
des mitteleuropäischen Burgenweizens in Kärn-  
ten. Hans Lesjak sucht in „Die Entstehung

der Ministerialität in Kärnten“ den Begriff  
„Ministeriale“ zu klären. Einen beachtlichen  
Beitrag zum mittelalterlichen Münzwesen  
Österreichs liefert Egon Baumgartner. Bern-  
hard Koch macht uns mit einem bedeutenden  
Münzfund in St. Veit bekannt (über 600  
Münzen aus dem 13. bis 15. Jahrhundert).  
Paul Dedic (+) legt seine Aufsätze über  
Kärntner Erbkanten des 17. Jhdts. vor  
(Kheerhändler bis Erzell). Zur Ortsgeschichte  
von Spital an der Drau schreiben Franz  
Türk und Erich Niggauer, die Geschichte des  
Kärntner Gebirgsjäger-Regimentes Nr. 1  
Karl Fay. Nochmals meldet sich Franz Köhler  
mit einem nicht unwichtigen Kapitel der Wert-  
schafftsgeichte (Steine und Erden). Der Kärn-  
ter Volksbildungsreferent Josef Schindler  
(1945-46 Bezirkschulinspektor in Klagenfurt) wird  
mit dem Kärntner Wald eine eingehende ge-  
schichtliche Untersuchung. Eine interessante Ar-  
beit bietet Oskar Moser über den Hutechen,  
Matthias Hauerbrugger über das Dreichen,  
die Dienstbotenrechte und die Bauernkass.  
Damit im hederfreundigen Kärnten die Musik  
nicht zu kurz kommt, folgen von Anton Kol-  
brisch „Dichter und Komponisten von Kärnt-  
nerliedern“ und von Franz Köhler: „Der  
Treffnertanz“. Einer der umfangreichsten Bei-  
träge ist der Geschichte der kärntnerischen Lo-  
gesangsritums von seinen Anfängen bis herauf  
zu den heutigen Tageszettungen und Zeit-  
schriften gewidmet (Rudolf Gofarthy). Adolf  
Trenke legt uns einen Blick in die Stifts-  
bibliothek in St. Paul im Lavanttal zu  
und Hermann Reckheim in das fürstbischöf-  
liche Diözesanmuseum in Klagenfurt, dessen  
Schätze wohl manche von uns schon gebührend  
bewundert haben. In Werner Berg lernen wir  
einen eigenartigen Maler, von starkem Emp-  
finden und großer Gestaltungskraft kennen.  
Mit dem Klagenfurter Dichter Herbert Strauß  
macht uns Walter Medweth bekannt. — Eine  
Lafel der verstorbenen Mitarbeiter, kleine  
Mitteltungen und Literaturberichte bilden den  
Schluß. Zu den zahlreichen Bildern des Ban-  
des kommen noch vier beigelegte Kartenblät-  
zen. Wenn hier auch nicht alle Beiträge der  
Corinthia I 1952 aufgezählt wurden, so gibt  
doch schon die Auswahl einen Begriff von der  
Vielfältigkeit und Reichweite ihres In-  
haltes. W.